

Individuum. Mit seinem Bekenntnis (*confessio*) weist er über sich selbst hinaus auf eine Wirklichkeit, von der her er sich als jemanden erfährt, der sich selbst und zugleich auch diese Wirklichkeit, Gott, sucht: *Noverim me, noverim te*, so zitiert Lehmann *Soliloquia* 2,1 (77), stellt dann aber auch mit Heidegger die Frage, ob eine solche platonisierende Deutung menschlicher Erfahrung die Wirklichkeit zutreffend analysiert. Lehmann beantwortet diese Frage nicht direkt, sondern meint im Kontext einer sich anschließenden Reflexion über die Gnadellehre, „daß die Art und Weise der Entfaltung von Augustins grundlegender Erfahrung mit Mitteln und Kategorien erfolgt, die zweifellos stärker befragt werden müssen“ (86). Lehmann sieht hier eine Aufgabe für eine im Spannungsfeld zwischen einem „viel zu harmlosen Heilsoptimismus“ (89) und den „verheerenden Konsequenzen der augustini-schen Prädestinationslehre“ (87) befindlichen Gegenwartstheologie, eine Aufgabe, die er freilich auf vielen Gebieten bereits angegangen findet. Das Verständnis von Gnade als Freiheit im Werk Gisbert Greshakes, die südamerikanische Theologie der Befreiung und die Verbindung von Gnadendenken und Pneumatologie in seinem eigenen Werk sind nur drei aus einer Vielzahl von angeführten Beispielen.

Alles in allem stellt dieses Buch mehr als nur eine fromme Erinnerung an den 1650. Geburtstag Augustins dar. Es zeigt vor allem, dass das Gedächtnis Augustins heute in erster Linie in einem kompetent und kritisch geführten historischen, philosophischen und theologischen Fachdiskurs lebendig ist. Dieser Diskurs ist, und dies zeigt auf seine je eigene Weise jeder der in diesem Band enthaltenen Beiträge, auch über die Grenzen der Fächer hinaus relevant, etwa für die Ökumene oder die Kulturkritik. Die Lektüre dieses auch sprachlich leicht zugänglichen und gut lesbaren Bandes sei deshalb allen Interessierten wärmstens empfohlen.

Cardiff

Josef Lössl

Mikat, Paul: Konflikt und Loyalität. Bedingungen für die Begegnung von früher Kirche und römischem Imperium, Paderborn u. a., Ferdinand Schöningh, 2007, 107 S., Kart., 978-3-506-76430-0.

Das vorliegende Buch von Paul Mikat (= M.) ist ganz der für die Geschichte der frühesten Christenheit zentralen Frage nach dem Grund des andauernden Konfliktes zwischen früher Kirche und römischem Imperium gewidmet. Einleitend werden zentrale neutestamentliche Stellen wie Röm 13,1–7 und 1 Petr 2,13–17 besprochen, in welchen durch den Aufruf zur

Loyalität die real vorhandene Loyalität der Christen gegenüber der Ordnung des römischen Staates demonstriert wird (15–17). Diese Distanzierung von jeder Form des Aufbruchs soll nach M. „vor allem auch im Zusammenhang mit der christlichen Missionspredigt gesehen werden“ (21). Gegen einen offensichtlich verbreiteten Verdacht der Staatsfeindlichkeit sollte christlicherseits „gezeigt werden, dass die Annahme des christlichen Bekenntnisses mit der geforderten ‚staatsbürgerlichen‘ Loyalität vereinbar war“ (21), wenn auch Erstere der Letzteren eine klare Grenze setzte: Ein Christ durfte je gemäß Mk 12,17 „dem Kaiser geben, was ihm zukam, freilich auch nicht mehr“ (22).

Bei aller Anerkennung der objektiven Förderung der Verbreitung des Christentums durch die *pax romana* vertritt M., in Fortschreibung einer durch Hans Freiherr v. Campenhausen formulierten These, dass „das bloße Dasein der christlichen Kirche einen Konflikt mit dem römischen Reich bedeutet habe“, und zwar primär „vom Kreuz und vom Gekreuzigten her“ (31). Die Verkündigung von der Kreuzigung Christi ließ die Christen, wie M. unterstreicht, in den Augen der Heiden, v. a. der Römer, als Anhänger einer durch einen hingerichteten politischen Aufbrüher gestifteten Religion und damit gleichsam als Verbreiter einer Rebellionsverschwörung erscheinen und wurde somit zu einem der wichtigsten Faktoren, welche die Kriminalisierung des Christentums herbeiführen sollte (31–38). Dem Namen „Christiani“, der die Gläubigen eben als Anhänger des Hingerichteten bezeichnete, eignete so eine besondere Konfliktpotentialität (36). Das Kreuz Christi erlangte sein volles Konfliktpotenzial, wie M. anschließend zeigt, gerade in seiner Verbindung mit dem jüdischen exklusiven, d. h. mit dem pluralistischen Polytheismus kaiserzeitlicher Reichsreligion unvereinbaren, Monotheismus. M. zitiert Justins Wort von der „Verrücktheit“ der Christen, die „den zweiten Rang nach dem unwandelbaren und ewigen Gott, dem Welt schöpfer, einem gekreuzigten Menschen zusprechen“ (34).

M. sieht den Ursprung des Konflikts nicht in der „Einstellung Jesu zum ‚Staat‘“, wie sie sich in wenigen tradierten Jesusworten bruchstückhaft zeigt, sondern „in der Verbindung von exklusivem Monotheismus mit dem christologischen Bekenntnis“ (40–41), die den Christen „keine schrankenlose Loyalität“ gegenüber dem Imperium gestattete – bei aller Anerkennung und Gehorsam, welcher der irdischen Herrschaft des Imperiums entgegengebracht wurde (48). Diese im exklusiven Monotheismus begründete prinzipielle Eingrenzung der Loyalität (Apg 5,29: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“, 51), die sich in der Ver-

weigerung einer Teilnahme am Kultus der Staatsreligion äußerte, war Grund genug für den Konflikt zwischen Kirche und Imperium. Diese These untermauert M. mit einem allgemeinen religionssoziologischen Konzept: „Ist für einen Staat die Einheit von politischer und religiöser Ordnung konstitutiv, gilt diese Einheit als Garant von Stabilität und Wohlergehen [wie im Fall des römischen Staates die Bewahrung der traditionellen polytheistischen Religion zusammen mit dem Kaiserkult als Garant der *salus publica* galten], so können wir vom System einer ‚soziotranszendenten Ordo-idee‘ sprechen, in dem...Religion als ‚Systemreligion‘ für jeden Bürger staatsbürgerliche Pflicht wird, die als Loyalitätserweis eingefordert werden kann“ (51) – was eben bei der Einforderung des den Christen unmöglichen Opfern vor dem Kaiserbild geschah. Der christliche Monotheismus ging ja mit dem absoluten Verbot jeder Kulthandlung zu Ehren anderer „Gottheiten“ einher (74, mit Bezug auf Ex 20,2–5; Dtn 5,6–9): Kultisches Handeln wurde „als konkreter, sichtbarer...Ausdruck der Beziehung des Menschen zu...Gott begriffen“ (66), so dass für den Christen vor der staatlichen Einforderung des Götzenopfers nur noch die Wahl zwischen Martyrium und Abfall vom Glauben blieb. Sobald das Christentum als eine selbständige Religion (und nicht mehr als Teil des „repressiv tolerierten“ Judentums, 53 ff) in der öffentlichen Wahrnehmung auftrat, standen die Christen als Anhänger einer religiösen Neuerung da, was dem religiösen Traditionalismus der Römer zuwider war bzw. den Verdacht auf Verschwörung, Aufstand usw. mit sich zog (60–62). Von anderen neuerdings importierten ausländischen Kulte, die als Religionen des Imperiums, als „Loyalitätsreligionen“ interpretierbar waren (S. 65 zum Beispiel der Mithraskult), unterschied sich das Christentum wesentlich durch seine „Nichtintegrationsfähigkeit“, seine „unverwechselbare Sonderstellung... nicht zuletzt gegenüber dem Imperium“ (65), die andererseits ursächlich zum Erfolg des Christentums gehörte!

So bestanden nach M. die Ursachen des Konfliktes zwischen Frühkirche und Imperium gerade in den Wesensmerkmalen der Kirche (Monotheismus, Christusbekenntnis, Götzendienstverbot) auf der einen, und denen des Imperiums auf der anderen Seite (Einheit von politischer und religiöser Ordnung): „Weder das Imperium, noch die Kirche, haben diesen Konflikt gesucht, aber er kam im polytheistisch fundierten transzendentalen Ordo-system geradezu mit innerer Notwendigkeit, als die Kirche, wiewohl noch Kirche der Minderheit, keine marginale Größe mehr war“ (71).

Auf den letzten Seiten des Buches wendet sich M. den Aspekten des Frühchristentums zu, die doch ein Mehr an Toleranz gegenüber den Christen von Seiten des Imperiums erwarten ließen. blieb den Christen die Demonstrierung ihrer Loyalität durch Opfer verwehrt, so haben sie durch vorbildhafte Sittlichkeit und Moralität, bis hin zu der für die nicht-christliche Welt unvorstellbaren Feindesliebe, ferner durch „willige Entrichtung von Steuern und Abgaben sowie [durch] das Gebet für Kaiser und Reich“ (74–5) ihre Loyalität bekundet, und auf dieser Basis auf Toleranz seitens des römischen Staates gehofft; diese freilich bitter enttäuschte Hoffnung sieht der Autor im Schlusswort der Apg: ἀκωλύτως verdichtet.

Der Autor entfaltet eine geschlossene, historisch gesicherte Argumentation, die konsequent auf die Untermauerung der hier zusammengefassten Hauptthese konzentriert bleibt; dies prägt dem kleinen Buch eine besondere Einheitlichkeit auf. Seine These hat ihre Hauptstärke gerade darin, dass sie den Konflikt gleichsam als notwendig erweist, indem sie das Konfliktpotenzial an unverzichtbaren Identitätsmerkmalen sowohl der Kirche wie auch des römischen Imperiums festmacht.

Tübingen

Nestor Kavvadas

Würde und Rolle der Frau in der Spätantike.
Beiträge des II. Würzburger Augustinus-Studententages am 3. Juli 2004, hg. v. Cornelius Mayer und Alexander Eisgrub (Cassiciacum 39, 3 = Res et signa 3) Würzburg 2007.

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis des zweiten von mittlerweile sieben Studententagen des Zentrums für Augustinus-Forschung in Würzburg. Die an eine akademisch interessierte Öffentlichkeit gerichteten Studententage behandeln solche Themenkreise, die für die Erforschung des augustinischen Denkens insgesamt erhellend sind. Deshalb hat man sich im Jahr 2004 für das Rahmenthema „Frauenfragen in der Antike“ entschieden, das durch vier Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen beleuchtet wird. Zudem präsentiert Albert Raffelt die Zweitaufgabe des Corpus Augustinianum Gissense, verweist auf zahlreiche Verbesserungen im Vergleich zur ersten Version und betont die Vorzüge gegenüber den anderen digitalen Werkausgaben des Augustinus.

Den thematischen Komplex eröffnet Cornelius Mayer mit der Vorstellung der „Prinzipien der Anthropologie Augustins“. Die erkennbar unterschiedlichen Akzentsetzungen sieht Mayer in einer engen Beziehung zu dessen verschiedenen Lebensabschnitten. So